

HEYNE <

Das Buch

In seinem neuen Roman zeichnet Bestseller-Autor Jonathan Coe ein faszinierendes Porträt der Hollywood-Legende Billy Wilder.

„Ein wunderbar kluger und unterhaltsamer Roman. Vielleicht hätte Billy Wilder den Stoff verfilmt und wir wären alle verliebt in diese Geschichte.“
Annemarie Stoltenberg, NDR

„Coes Nahaufnahme von Wilder feiert nicht nur den großartigen Filmemacher, sondern zeigt auch dessen herrliche Fähigkeit, traurige Dinge auf lustige Weise zu sagen und umgekehrt.“ *The Daily Telegraph*

„Mit leiser Melancholie und offener Sympathie.“ *Die Presse am Sonntag*

Der Autor

Jonathan Coe, 1961 in Birmingham geboren, studierte in Cambridge und Warwick, lebt in London. Er zählt zu den wichtigsten und witzigsten zeitgenössischen britischen Autoren. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen, u. a. Prix Médicis, Ordre des Arts et des Lettres. Seine Bücher sind in viele Sprachen übersetzt.

www.jonathancoewriter.com

JONATHAN COE

Mr. WILDER
& ich

ROMAN

*Aus dem Englischen übersetzt
von Cathrine Hornung*

Wilhelm Heyne Verlag
München

Die Originalausgabe MR WILDER AND ME
erschien 2020 bei Viking Books, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde im Rahmen des
Programms „NEUSTART KULTUR“ aus Mitteln der Beauftragten der Bundes-
regierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Deutsche Taschenbuchausgabe 06/2024
Copyright © 2020 by Jonathan Coe
Copyright © 2021 der deutschsprachigen Ausgabe by FOLIO Verlag, Wien / Bozen
Copyright © 2024 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München unter Verwendung
der Umschlaggestaltung des Folio Verlags, Wien/Bozen 2021;
grafische Gestaltung Dall'O und Freunde / Folio Verlag;
Cover photos processing / inspiration by:
Fosco Maraini/Gabinetto Vieuxseux Property © Alinari Archives;
© Bridgeman Images (Underwood Archives/UIG),
© Mary Evans (Classic Stock/H. Armstrong Roberts)
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-453-42869-0

www.heyne.de

Für Neil Sinyard

Inhalt

London	7
Los Angeles	24
Griechenland	68
München	125
Paris	205
London	255
<i>Danksagungen, Quellen und Anmerkungen</i>	269

London

An einem Wintermorgen vor sieben Jahren nahm ich eine der Rolltreppen, mit denen man im U-Bahnhof Green Park von den Bahnsteigen der Piccadilly Line hinauf zur Straßenebene gelangt. Wer schon einmal mit diesen Rolltreppen gefahren ist, weiß, wie lang sie sind. Die Fahrt von unten nach oben dauert ungefähr eine Minute, und für eine ungeduldig veranlagte Person wie mich ist eine Minute Stillstehen zu lang. Obwohl ich es an jenem Morgen nicht besonders eilig hatte, begann ich nach wenigen Sekunden, die Stufen der Rolltreppe hochzusteigen, vorbei an den Fahrgästen, die auf der rechten Seite Wurzeln geschlagen hatten – und dachte währenddessen bei mir, „Du gehst zwar auf die sechzig zu, hast es aber immer noch drauf, du bist noch fit“ –, bis ich nach etwa drei Vierteln des Aufstiegs nicht weiterkam. Rechts stand eine junge Mutter und links ihre Tochter, ein Mädchen von vielleicht sieben oder acht Jahren, das ihre Hand hielt. Es hatte blonde Haare und trug einen roten Regenmantel mit Kapuze, in dem es ein bisschen so aussah wie das kleine Mädchen, das am Anfang von *Wenn die Gondeln Trauer tragen* in einem Teich ertrinkt. (Alles erinnert mich an einen Film, ich kann mir nicht helfen.) Es war nicht genügend Platz, um mich an dem Mädchen vorbeizuschieben, und überhaupt wollte ich diesen schönen Moment der Verbundenheit zwischen Mutter und Kind nicht stören. Daher wartete ich, bis die beiden das obere Ende der Rolltreppe erreichten, und sah zu, wie die Kleine sich zum Absprung bereitmachte. Sogar von hinten merkte ich ihr an, wie sehr sie diesem Moment entgegenfieberte,

wie sie den Blick gebannt auf das nunmehr ebene Laufband zu ihren Füßen gerichtet haben musste und mit geballter Anspannung in den winzigen Gliedern und Muskeln auf den richtigen Zeitpunkt lauerte, um dann, als es so weit war, mit einer plötzlichen, ungestümen Bewegung abzuspringen und sicher auf festem Boden zu landen, woraufhin sie, zweifellos erleichtert und beschwingt von der Aktion, zwei kleine Hopser machte und dabei ihre Mutter an der Hand leicht mit nach vorn zog. Und ich glaube, mehr als alles andere müssen es diese Hopser gewesen sein, die mich ins Herz trafen, die mir den Atem verschlugen und dazu führten, dass ich der Mutter und ihrer Tochter mit wehmütigem Staunen hinterher-schaute, während sie zusammen weiter zur Ticketschranke gingen. Ich musste an meine eigenen Töchter denken, Francesca und Ariane, die keine Kinder mehr waren, und daran, wie es ihnen mit sieben oder acht Jahren manchmal nicht genügt hatte, einfach nur zu laufen, es musste sich zu gewöhnlich angefühlt haben, zu langweilig, um ihrer unbändigen Freude an der Bewegung, an der aufregenden Neuheit ihrer Beziehung zur physischen Welt Ausdruck zu verleihen, weswegen auch sie manchmal unvermittelt einen Satz oder Hopser machten und mich dabei mit nach vorn zogen, jede an einer Hand, und manchmal machte ich ebenfalls einen Satz, um mit ihnen mitzuhalten und ihnen zu zeigen, dass ich ihre Freude an der Welt teilen konnte, dass mein mittleres Alter sie mir noch nicht ausgetrieben hatte.

Das alles schoss mir durch den Kopf, während ich zusah, wie Mutter und Tochter in Richtung Ticketschranke davongingen, und die Gedanken schwollen an und verdichteten sich zu einem einzigen vorübergehenden, aber überwältigenden Gefühl des Verlusts und der Sehnsucht, das mich erschrocken nach Luft ringen ließ und mich zwang, einen Augenblick innezuhalten, aus dem unaufhörlichen Strom der Passanten herauszutreten, tief durchzuatmen und mit der Hand auf dem Brustbein zu verharren, bis ich

bereit war, mich wieder in den Strom einzureihen, meinen Weg fortzusetzen, die Oyster Card an den Kartenleser zu halten, die Schranke zu passieren und dann auf den Ausgang zur Piccadilly zuzusteuern, dem fahlen Morgenlicht entgegen.

Langsam ging ich die Piccadilly entlang und dachte darüber nach, was die Szene auf der Rolltreppe bei mir ausgelöst hatte. Morgen würde Ariane, die ältere meiner Zwillinge (um fünfundvierzig Minuten älter) von zu Hause fortgehen und ans andere Ende der Welt fliegen. Meine Aufgabe würde es sein, sie nach Heathrow zu fahren, ihr im Flughafenterminal Lebewohl zu sagen und dabei so zu tun, als empfände ich nichts als ungetrübte Freude über die wunderbaren Möglichkeiten, die sie in Sydney erwarteten. Und dann würden mein Mann und ich mit Fran zurückbleiben, mit dem Problem von Fran, mit Fran, die in den letzten Wochen plötzlich und auf dramatische Weise von einem Kind zu einem Problem geworden war, ein Problem, das uns beide kalt erwischt hatte und das uns auch weiterhin zusetzen würde, bis wir einen Weg gefunden hätten, der durch den Schlamassel, den sie angerichtet hatte, hindurchführte und auf der anderen Seite heraus. Aber noch war dieser Weg nicht in Sicht.

Was ich auf der Piccadilly vorgehabt hatte, war rasch erledigt. Ich ging zu Fortnum & Mason, um Ariane ein Abschiedsgeschenk zu besorgen, und musste nicht lange suchen: Tee. Sie liebte Tee – für sie schmeckte er nach Zuhause – und ich hatte ihn immer gern für sie zubereitet. Ich kaufte eine Packung mit sechs verschiedenen Sorten, dazu eine kleine silberne Teekanne mit Sieb, und versuchte mir vorzustellen, wie sie in irgendeinem gesichtslosen Studentenzimmer in Sydney Tee aus dieser Kanne in ihren Union-Jack-Becher schenkte und einen Schluck nahm und in Gedanken wieder daheim in unserer Küche saß, die Ellenbogen auf den alten Tisch aus Kiefernholz gestützt und ihr Haar in den Schimmer des sanften Sonnenlichts getaucht, das

durch die Zweige des Apfelbaums draußen im winterlichen Garten fiel.

Vielleicht würde sie das trösten. Oder, was noch besser wäre und mir obendrein wahrscheinlicher erschien: Vielleicht würde sie gar keinen Trost brauchen.

Es war das Jahr 2013, die erste Januarwoche, jene verwirrende Zeit, in der die Festtage vorbei sind, die Welt aber noch nicht ganz zur Normalität zurückgekehrt ist. Ich hatte das Bedürfnis, etwas zu tun, das sich nach Routine, nach Alltag anfühlte, und beschloss, in der Bar der British Academy of Film and Television Arts einen Kaffee trinken zu gehen. Vielleicht würde jemand dort sein, den ich kannte. Es konnte mir nicht schaden, ein bisschen zu plaudern und Klatsch und Belanglosigkeiten auszutauschen.

Die Bar war fast leer und verströmte noch einen Hauch von nachweihnachtlicher Trostlosigkeit. Es war nur einer da, den ich kannte, und der saß allein an einem Zweiertisch vor der Fensterfront zur Straße. Mark Arrowsmith. Nicht gerade meine erste Wahl für einen netten Plausch. Aber wie heißt es doch so schön? In der Not schmeckt jedes Brot. Dann eben Mark. Ich ging hinüber zu seinem Tisch und wartete, bis er von seinem MacBook aufsaß.

„Calista“, sagte er. „Darling! Welch schöne Überraschung.“

„Darf ich?“

„Aber sicher doch.“

Er klappte den Laptop zu und räumte einige Papiere beiseite, um Platz für den Cappuccino zu schaffen, den ich mir bereits am Tresen geholt hatte.

„Entschuldige das Durcheinander“, sagte er. „Nächste Woche treffe ich mich endlich mit den Leuten von Film 4. Sie wollen einen Finanzplan sehen, was eigentlich nur bedeuten kann, dass sie jetzt doch ernsthaft interessiert sind.“ Er ordnete die letzten Unterlagen zu einem Stapel und verstaute ihn in einer Plastikmappe.

Mark musste inzwischen Ende sechzig sein. Obwohl er nicht annähernd so sportlich gebaut war, hatte er etwas von Burt Lancaster in *Local Hero*. (Wie gesagt, alles und jeder erinnert mich an einen Film.) Er hatte die Augen eines Träumers – oder zumindest hatte er sie früher einmal gehabt, denn inzwischen waren sie vom Scheitern getrübt. Mark versuchte seit mindestens fünfundzwanzig Jahren, ein und denselben Film auf die Leinwand zu bringen. Irgendwann in den Achtzigerjahren hatte er eine Option auf die Filmrechte an einem Roman von Kingsley Amis erworben – ein Name, der damals noch ein gewisses Prestige besaß. Eigentlich war das Vorhaben ganz realistisch gewesen, und Mark hatte sogar einen bekannten Regisseur und drei oder vier zugkräftige Schauspieler dafür gewonnen. Doch aus irgendeinem Grund war die Finanzierung im letzten Moment geplatzt, und dann war der Regisseur abgesprungen, und dann waren zwei der Schauspieler abgesprungen, und einer von den anderen sah inzwischen nicht mehr so zugkräftig aus, und ehe er sich's versah, hatte das Projekt einen unguuten Beigeschmack angenommen, den alle bemerkten, außer Mark. Als Produzent konnte er zwar schon ein paar recht erfolgreiche Produktionen für sich verbuchen – einen Spielfilm und ein Fernsehspiel für BBC Two –, aber seither hatte er nichts mehr gemacht, und das Bestreben, seine dämliche Kingsley-Amis-Adaption ins Werk zu setzen, war zu einer Obsession geworden. In der BAFTA-Bar gehörte er mittlerweile zum Inventar. Immerzu saß er allein mit seinem MacBook an einem Zweiertisch und wartete darauf, sich mit jemandem zu treffen, der die fünfzehnte Fassung des Drehbuchs gelesen hatte (oder nicht), oder der vielleicht jemanden kannte, der jemanden kannte, der für einen Hedgefonds arbeitete und eventuell am Ende des Steuerjahrs noch Geld übrig hatte und nichts Besseres damit anzufangen wusste, als es in die Filmversion eines unbedeutenden Romans von jemandem zu investieren, von dem niemand mehr sprach und der inzwischen so

aus der Mode gekommen war, dass man genauso gut hätte versuchen können, die Gelben Seiten zu verfilmen. Aber noch immer weigerte sich Mark, aufzugeben, und inzwischen war sein Schnurrbart ergraut und ein Film trübfäugiger Enttäuschung verschleierte seinen Blick.

Das Merkwürdige war, dass er trotz allem noch ein Haus in Südfrankreich besaß und seine beiden Kinder aus zweiter Ehe auf Privatschulen schickte, und niemand wusste, woher er das Geld dafür nahm. Aber so etwas war mir bei den Briten schon öfter begegnet, daher vermutete ich, dass er aus einer Familie stammte, die seit Generationen ein beträchtliches Vermögen besaß und ein Händchen dafür hatte, es zusammenzuhalten. Bei diesem Gedanken tat er mir gleich nicht mehr so leid. Außerdem fiel mir ein, dass ich seit über zehn Jahren selbst keine richtige Arbeit mehr vorweisen konnte und es gerade nötig hatte, ihn zu bedauern.

„Hast du in letzter Zeit viel gearbeitet?“, fragte Mark prompt und mit einer Direktheit, auf die ich hätte verzichten können.

„Eigentlich nicht“, gab ich zu. „Hast du *** gesehen?“

Ich nannte einen britischen Film, der ein paar Monate zuvor ein bescheidener Kinoerfolg gewesen war.

„Allerdings“, sagte Mark. „Das warst du? Ich dachte, es sei *** gewesen.“

Er nannte einen jungen britischen Komponisten, der Film- und Produktionsmusik schrieb und wachsendes Ansehen genoss.

„Ein Teil davon stammt von ihm. Eigentlich war ich nur für die Orchestrierung zuständig. Erinnerst du dich an die kleine Marimba-Figur, die immer kommt, wenn die beiden im Auto unterwegs sind?“

Ich summte ihm die schlichte Melodie vor.

„Natürlich“, sagte Mark. „Die hat es ja herausgerissen. Die ist beim Publikum hängengeblieben.“

„Die ist von mir.“

„Aber *er* hat die Oscar-Nominierung bekommen.“ Mark schüttelte den Kopf, wie immer bestürzt über den Lauf der Dinge. „Du bist so begabt, Cal. Würdest du die Musik für meinen Film schreiben? Sag Ja. Du bist die Einzige, die dafür infrage kommt.“

Natürlich sagte ich Ja, aber ich nahm das Angebot nicht ernst. Genauso gut hätte Mark mir anbieten können, meine Hypothek abzuzahlen, falls er je im Lotto gewänne. Egal. Es war eine nette Geste und er meinte es ernst und es war nicht seine Schuld, dass er bestimmt auch noch den kläglichen Rest seines Arbeitslebens auf dieses zum Scheitern verdamnte Projekt verwenden würde.

„Dame Judi hat ein Auge auf die Rolle geworfen, stell dir vor“, sagte er, als könnte er meine Gedanken lesen und wollte mir versichern, dass er kein weltfremder Spinner war.

„Ich dachte, sie wäre längst im Boot“, sagte ich und meinte mich zu erinnern, dass wir schon einmal über Judi Dench gesprochen hatten. Es schien Jahrzehnte her zu sein.

„Sie war im Boot, und dann war sie nicht mehr im Boot, und jetzt ist sie wieder im Boot“, erklärte er. „Nur dass sie jetzt die Großmutter spielen wird, nicht die Mutter.“

Das leuchtete ein. In Marks Vorstellung war die Besetzung des Films mehr oder weniger gleich geblieben, die Darsteller rückten lediglich von Zeit zu Zeit in die nächste Generation vor. Sollte der Film je zustande kommen, würde der ehemals scharfe junge Hauptdarsteller den Part des Großvaters übernehmen und mit Rollator am Set auftauchen.

„Außerdem“, sagte ich, vielleicht einen Tick zu defensiv, aber ich wollte nicht, dass er dachte, ich würde den ganzen Tag zu Hause sitzen, Däumchen drehen und darauf warten, dass das Telefon klingelte (obwohl ich genau das tat), „schreibe ich auch noch meine eigene Musik.“

„Konzertmusik?“, fragte er.

„Etwas in der Art. Es hat mit Film zu tun, ist aber nicht für einen Film gedacht. Es ist eine kleine Suite für Kammerorchester. Ich nenne sie ‚Billy‘.“ Und auf Marks fragenden Blick hin fügte ich hinzu: „Wie ‚Wilder‘.“

„Das ist ja eine hübsche Idee. Ich wusste gar nicht, dass du ein Fan von ihm bist.“

„Ich liebe seine Filme. Tut das nicht jeder?“

„Keine Frage. Es ist wirklich unglaublich, wenn man sich das vorstellt: ein Meisterwerk nach dem anderen. Ich meine, wie *schafft* man das in dieser Branche? *Frau ohne Gewissen* – ein Meisterwerk. *Boulevard der Dämmerung* – ein Meisterwerk. Er hat sie nur so rausgehauen. *Manche mögen's heiß*, *Das Appartement* ...“

„Was ist mit denen danach?“ fragte ich.

Mark runzelte die Stirn. „Ich weiß nicht ... Hat er denn danach noch viele Filme gemacht?“

„Oh ja. Ungefähr zehn.“

Er dachte angestrengt nach und sagte: „War da nicht einer mit Sherlock Holmes ...?“

„Hast du mal *Fedora* gesehen?“, fragte ich.

Mark schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht. Und wenn, habe ich ihn vergessen.“

„Also, ich habe ihn nicht vergessen“, sagte ich, „weil ich dabei war, als er ihn gedreht hat.“

Seine Augen wurden groß. „Wirklich?“ Er runzelte wieder die Stirn und murmelte, „*Fedora, Fedora* ... Worum geht's da?“

Und ich konnte mir die Bemerkung nicht verkneifen: „Um viele Dinge. Aber hauptsächlich ... hauptsächlich geht es um einen alternden Filmproduzenten, der versucht, einen Film zu machen, der völlig aus der Zeit gefallen ist.“

Das schien die Unterhaltung zu beenden, denn kurz darauf packte Mark seine Sachen zusammen und ging. Durch das Fenster sah ich, wie er die Piccadilly überquerte und nach Norden Rich-

tung Regent Street zog. Der Himmel verdunkelte sich und es begann zu regnen.

*

Ich bin ein widersprüchlicher Mensch, das gebe ich offen zu. Unser letztes gemeinsames Abendessen als vierköpfige Familie verlief vollkommen harmonisch und fröhlich, aber genau das deprimierte mich daran. Davon wird es so schnell keine mehr geben, dachte ich bei mir, als ich hinterher die Spülmaschine einräumte. Die Mädchen waren nach oben in ihre Zimmer gegangen, um dort wer weiß was zu machen. Ich beschloss, einen Film anzuschauen, um mich abzulenken. Die Saison der Preisverleihungen würde bald losgehen, und als Mitglieder der BAFTA-Jury mussten Geoffrey und ich uns durch circa dreißig DVD-Screener hindurcharbeiten, die man uns zur Begutachtung zugesandt hatte. Wir legten einen amerikanischen Actionfilm mit einem kakofonen Soundtrack ein, bei dem die Geräusche von Explosionen, Schießereien und Auto-Crashes mit einer dröhnenden orchestralen Daueruntermalung wetteiferten. Nach ungefähr zehn Minuten schlief Geoffrey tief und fest auf dem Sofa und schnarchte so laut, dass er sogar den Lärm des Films übertönte. Ich schaute ihn bis zum Ende an, ohne dass er mich auch nur im Geringsten interessierte oder mitriss. Alles daran war schablonenhaft, und ich fragte mich, wie man so viel Zeit, Energie und Geld auf etwas verschwenden konnte, das die Welt binnen weniger Monate vergessen haben würde (und der Zuschauer schon in dem Moment, in dem er das Kino verließ). Im Anschluss an den Actionfilm sah ich mir eine britische Komödie an, in der zwei quirlige alte Schachteln einen Roadtrip nach Südfrankreich unternahmen und dabei in allerlei Verwicklungen gerieten. Der Film sollte wahrscheinlich komisch und aufbauend sein, aber mich erfüllte er mit einem tiefen Gefühl von existenzieller Verzweiflung. Immer wenn gleich etwas Lustiges passieren

sollte, versetzte der Filmkomponist den Zuschauern augenzwinkernd einen kleinen Rippenstoß, indem er die Streicher pizzicato spielen ließ. (In den Fünfziger- und Sechzigerjahren wäre ein Fagott für den Rippenstoß zuständig gewesen.)

Nachdem ich den beiden reizenden Rentnerinnen dreißig Minuten lang dabei zugesehen hatte, wie sie in der Provence herumalberten, hatte ich Lust, sie beide umzubringen. Ich machte den Fernseher aus und ging – noch deprimierter als zuvor – in die Küche zurück.

Wenn ich derart verzweifelt bin, gibt es nur eins, was mich tröstet. Für Notfälle habe ich immer mindestens drei verschiedene Sorten Brie auf Lager. Manche Leute trinken, um zu vergessen; ich esse Brie. Zum fraglichen Zeitpunkt befanden sich ein guter *Coulommiers* (eigentlich kein richtiger Brie, aber das spielte keine Rolle) und eine hochwertige, wenngleich für den Massenmarkt produzierte Supermarkt-Marke in meinem Kühlschrank, aber die Situation duldet keine Kompromisse: Nur ein erstklassiger *Brie de Meaux fermier* würde es an diesem Abend tun.

Natürlich hätte man ihn erst ein paar Stunden chambrieren müssen, doch dafür war jetzt keine Zeit. Ich löffelte einen ordentlichen Schlag aus der Packung und schmierte ihn auf einen Cracker. Köstlich, wie sich die feinen nussig-pilzigen Aromen auf meiner Zunge entfalteten. Die Konsistenz war fest, aber cremig. Eine Wonne. Ich schabte noch etwas heraus, und dann noch etwas, und bevor ich wusste, was ich tat, hatte ich innerhalb von zehn Minuten glatt den halben Käse verdrückt.

„Oje“, sagte Geoffrey. Er war aufgewacht und stand jetzt in der Küchentür. „So schlimm?“

„Du wirst nie verstehen“, sagte ich mit halbvollem Mund, „wie tröstlich ein guter Brie sein kann. Du bist ein Käse-Banause.“

Geoffrey mochte Cheddar und zur Not auch Red Leicester. Von Käse hatte er keine Ahnung.

Er setzte sich mir gegenüber und schenkte sich ein halbes Glas Laphroaig ein.

„Alles wird gut“, sagte er.

Ich packte Käse auf einen weiteren Cracker und verschlang ihn mit zwei Bissen.

„Wie denn?“, fragte ich.

„Einfach so. Das Leben geht weiter.“

Ich dachte über diese Antwort nach und fand sie unzulänglich.

„Unsere Töchter sind jetzt also erwachsen“, fuhr er fort. „Das ist doch wunderbar. Aus ihnen sind zwei schöne junge Frauen geworden.“

„Es ist nicht nur das“, gab ich gereizt zurück.

„Was ist denn sonst noch?“

„Ist dir die Musik in den beiden Filmen aufgefallen?“

„Nicht so richtig.“

„Nein, natürlich – du hast das einzig Vernünftige getan und bist eingeschlafen.“

„Wieso, was ist damit?“

„Das war keine Musik, es war einfach nur ... eine Geräuschkulisse. Nach Schema F zusammengestellt. Keine einzige Melodie, keine einzige neue Idee. Und das ist es, was die Leute heutzutage wollen. Sie wollen nicht das, was ich schreibe. Herrgott noch mal, seit fünfzehn Jahren hat niemand mehr eine Filmmusik bei mir in Auftrag gegeben.“

„Die Filmindustrie ist nicht mehr das, was sie mal war, das ist kein Geheimnis. Aber jetzt hast du ja Zeit für andere Dinge.“

„Andere Dinge? Zum Beispiel?“

„Ich dachte, du wolltest etwas Neues komponieren. Dein Billy-Wilder-Stück.“

Das stimmte natürlich, aber es war nicht genug.

„Was soll aus mir werden, Geoff?“, fragte ich, legte den Cracker auf den Tisch und umfasste Geoffreys Hände. „Ich habe zwei

Begabungen. Zwei Dinge, die meinem Leben einen Sinn geben. Ich bin eine gute Komponistin und ich bin eine gute Mutter. Musik schreiben und Kinder großziehen, das kann ich. Und jetzt teilt man mir praktisch mit, dass keine dieser Fähigkeiten mehr gefragt ist. Ich habe an beiden Fronten ausgedient. Erledigt, fertig, das war's. Und ich bin doch erst siebenundfünfzig! Gerade mal siebenundfünfzig.“ Ich griff nach seinem Whiskyglas und nahm einen tiefen Schluck. Großer Fehler. Whisky und Brie passen nicht zusammen. Überhaupt nicht. „Was soll aus mir werden?“, wiederholte ich.

*

Vor dem nächsten Morgen hatte ich mich richtig gefürchtet. Die Post kam ungewöhnlich früh, während Geoffrey und ich noch beim Frühstück saßen. Ariane war oben und packte die letzten Sachen zusammen. Fran war unter der Dusche. Als sie herunter in die Küche kam, hatte sie es eilig. Sie jobbte im Café Nero, und in einer halben Stunde würde ihre Schicht beginnen. Ein Brief mit dem Logo des National Health Service auf dem Umschlag war für sie gekommen. Sie öffnete ihn und sagte:

„14. Januar. Montag in einer Woche.“

Damit meinte sie den Termin für den Eingriff, der ihre Schwangerschaft beenden sollte.

Sie gab mir den Brief und ich las ihn, wusste aber nicht, was ich sagen sollte.

Geoffrey sagte: „Das ist doch gut. Je eher es vorbei ist, desto besser.“

Ich stand auf und ging auf Fran zu, um sie in den Arm zu nehmen, aber sie merkte, was ich vorhatte, und wich mir rechtzeitig aus.

„Ich bin spät dran“, sagte sie, biss von einem Toast ab und kippte ihren Espresso in einem Zug hinunter. „Bis später.“

„Hast du dich von deiner Schwester verabschiedet?“

„Oh – das habe ich ganz vergessen“, sagte sie und rannte wieder nach oben.

„Sie wird sie monatelang nicht sehen“, sagte ich zu Geoffrey.
„Wie konnte sie das vergessen?“

„Teenager sind eben seltsam“, antwortete er.

Sie war eine oder zwei Minuten oben, kam dann wieder herunter, zog ihren Mantel an und steuerte auf die Haustür zu, scheinbar völlig unbeeindruckt von der Aussicht, längere Zeit von ihrer Zwillingsschwester getrennt zu sein.

„Es ist also okay für dich?“, fragte ich, als sie schon halb zur Tür hinaus war. „Der Termin, meine ich.“

„Klar.“

„Und du willst es definitiv durchziehen?“

„Nicht jetzt, Mum, okay? Ich bin spät dran. Es ist nicht der richtige Zeitpunkt, um darüber zu reden.“

„Es scheint nie der richtige –“

Aber Fran eilte bereits den Weg zur Straße hinunter. Ich sah ihr mit einem Gefühl von Hilflosigkeit hinterher, schloss die Haustür und ging wieder hinein.

Geoffrey mampfte ein Toastbrot und las den *Guardian*.

„Bin ich der einzige Mensch in dieser Familie, der etwas empfindet?“, fragte ich. „Eine unserer Töchter ist schwanger und die andere fliegt nach Australien. Wieso lässt mich das als Einzige nicht kalt?“

„Das liegt an deiner mediterranen Herkunft“, sagte Geoffrey – eine Antwort, die mich auf die Palme brachte.

„Athen liegt nicht am Mittelmeer!“, rief ich. „Und meine Mutter kam aus London, mein Vater war halber Slowene, und ich bin genauso emotional verklemmt wie ihr alle.“

Das Einzige, was ihm dazu einfiel, war: „Jeder geht eben anders mit den Dingen um“, noch einer seiner nichtssagenden Gemeinplätze, die mich zur Weißglut trieben.